

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 16 (1926)

**Heft:** 15

**Artikel:** Bern bei Nacht

**Autor:** O.B.

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-637228>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Mit scharfen Versen kündigte er hier den Fürsten den Kampf an. In der Folge war seines Bleibens in Deutschland nicht mehr. In Herisau in der Schweiz schrieb er sein „Ca ira“, nach der Melodie der Marseillaise zu singen. Von London aus, wohin er im Sommer 1846 übergesiedelt war, um als Kaufmann ein sicheres Brot zu verdienen, verfolgte er mit gespanntem Interesse die politische Entwicklung seines Vaterlandes. Mit mächtigen Fanfarenstößen schmetterte er „als Trompeter der Revolution“, wie er sich selbst bezeichnete, seine politischen Gedichte in die Kampfesstimmung.

Da brach in Berlin die Märzrevolution des Jahres 1848 los. Der König verbrüderte sich mit dem Volk und trug Schwarz-Rot-Gold vor Hunderttausenden. Doch Freiligrath gefiel diese gemütliche Art der Revolution nicht; seine Revolution hätte vor den Fürstenthronen nicht Halt gemacht. Das im März 1848 entstandene Gedicht „Schwarz-Rot-Gold“ gibt seinem Radikalismus deutlichen Ausdruck:

„Denn das ist noch die Freiheit nicht,  
Die Deutschland muß begnaden,  
Wenn eine Stadt in Waffen spricht  
Und hinter Barricaden:  
„Kurfürst, verleihe! Sonst — hüte dich! —  
Sonst werden wir — großherzoglich!“

Pulver ist schwarz,  
Blut ist rot,  
Golden flackert die Flamme!“

„Das ist noch lang die Freiheit nicht,  
Die ungeteilte, ganze,  
Wenn man ein Zeughaustor erbricht,  
Und Schwert sich nimmt und Lanze;  
Sodann ein wenig sie schwingt  
Und — folgsamlich zurück sie bringt!“

Pulver ist schwarz,  
Blut ist rot,  
Golden flackert die Flamme!“

„Das ist noch lang die Freiheit nicht,  
Wenn man, statt mit Patronen,  
Mit keiner andern Waffe ficht,  
Als mit Petitionen!  
Du lieber Gott: — petitioniert!  
Parlamentiert, illuminiert!

Pulver ist schwarz,  
Blut ist rot,  
Golden flackert die Flamme!“

Der Dichter sah damals klarer als das preußische Volk. Wie wurde es, dem der König das Blaue vom Himmel herunter versprochen hatte an Volksrechten und Verfassung, dupiert und verraten! Noch volle 70 Jahre mußte es durch die Schule der Geschichte hindurch, um reif zu werden zur Republik, wie Freiligrath sie im Auge hatte.

Aber heute noch steht lange nicht das ganze deutsche Volk zu Schwarz-Rot-Gold. In Bayern wird das derzeitige Reichsbanner mit Hohn und Haß verfolgt; in Leipzig verschwindet es verschämt, wenn Hindenburg einrückt und macht dem Schwarz-Weiß-Rot der alten Monarchie Platz.

Freiligraths politisches Ideal ist, fünfzig Jahre nach seinem Tode, noch nicht verwirklicht. Das offizielle Deutschland feiert in ihm lieber den Dichter des „Hurra, Germania“ und der „Trompete von Gravelotte“. Auch dieser Revolutionsdichter war milder geworden. Er hatte nach den politisch bewegten Jahren in Düsseldorf und Köln den Staub der deutschen Heimat wieder von den Füßen geschüttelt und war nach London zurückgekehrt. Da löste 1867 die Schweizer Bank, an der er tätig war, ihr Geschäft in London auf und der alternde Dichter sah sich vor schwere Lebenssorgen gestellt. Eine Volksammlung, angeregt durch Emil Ritterhans, riss ihn aus der Verlegenheit. Es war

das deutsche Volk, das seinen Dichter grüßte, und ihn, der 1868 in die Heimat zurückkehrte, mit Jubel und Ehrungen empfing. Zwei Jahre später war Deutschland siegreich unter der schwarzen-weißen-roten Fahne, und Freiligrath besang dieses Deutschland in der stürmischen Begeisterung der Julitage 1870:

„Hurra, du stolzes schönes Weib,  
Hurra, Germania!  
Wie fühlst mit vorgebeugtem Leib  
Am Rheine stehst du da!  
Im vollen Brand der Juliglut,  
Wie ziebst du risch dein Schwert!  
Wie trittst du zornig frohemut  
Zum Schutz vor deinen Herd!  
Hurra, hurra, hurra!  
Hurra, Germania!“

Das waren Verse eines Sechzigjährigen. Sie waren nicht ureigenstes Seelengut. Recht haben jedenfalls die Deutschen, die in Freiligrath den Märzdichter sehen. Doch, wie gesagt, ihre Zeit ist noch nicht erfüllt. Wer den hundertsten Todestag erlebt, mag vielleicht freudig konstatieren, daß der Deutsche das Land gefunden hat, das der Dichter in „Ca ira“ meint:

„Frisch auf denn, spring hinein!  
Frisch auf, das Deck bemann!  
Stoßt ab! Stoßt ab!  
Kühn durch den Sturm!  
Sucht Land und findet Land!“

H. B.

## Bern bei Nacht.

Eine Hausschlüsselgeschichte von O. B.

Die Fremden rühmen die Schönheiten und Reize von Bern. Bern bei Tage, wohlverstanden! Aber vorletzte Woche hatte ich Gelegenheit, sie auch bei Nacht kennen zu lernen. Noch dazu in einer pechschwarzen, stürmischen, regnerischen Nacht. Der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe...

Von einem Besuche bei Freunden zurückkehrend, mußte ich, eben vor meiner Haustür angelangt, 12 Uhr nachts, die trostreiche Entdedung machen, daß mein sonst so unzertrennlicher Lebensgefährte, mein treuer Begleiter auf allen Wegen und Wanderungen, der Hausschlüssel, mich schnöde im Sliche gelassen hatte. Mit Blitze schnelle kam mir der Gedanke, daß mein, ach so schmerzlich vermißter Freund, sich im tiefsten Innern einer Tasche meines Hausrades befinden müsse. Der Ungetreue, Undankbare! Die Erkenntnis kam zu spät. Und alle Versuche, auch ohne Hilfe des schändlichen Ausreißers ans Ziel, das heißt, in meine Wohnung zu gelangen, scheiterten läufig. Ein viertelstündig, wütendes Gehämmer auf den Knopf der elektrischen Klingel machte auf meine anscheinend im tiefsten Schlaf befindlichen Angehörigen durchaus keinen Eindruck. Auch das nachher einsetzende mit Kieselsteinen reichlich genährte Trommelfeuer — Ziel die Fensterläden meiner Wohnung — verhallte vollkommen wirkungslos. Nur ein herumtreibender Rater ergriff erschreckt die Flucht, das einzige Lebewesen, das ich mit meinem Bombardement aus seiner nächtlichen Ruhe aufzuscheuchen vermocht hatte.

Noch einen letzten wehmütigen Blick hinauf zu den heimatischen Gefilden, dann trottete ich, die Aussichtslosigkeit weiterer Versuche einsehend, der Stadt zu. Ein gewichtiges Paket, mir von meinen Freunden geliehene Bücher, unter dem Arm, diverse Verwünschungen zwischen den Zähnen, Zorn, Empörung, Groll in der Seele. Ein Sekuritaswächter, so sagte ich mir, konnte hier allein noch Rettung bringen. Auf meinem halbstündigen Wege zur Stadt hatte ich alsdann hinreichend Gelegenheit, über Ursache und Wirkung eines liegen gelassenen Hausschlüssels nachzudenken.

In der Stadt herrschte Stille. Nur vereinzelte Passanten waren noch bemerkbar. Mit hochgezogenem Kragen, tief auf die Stirn gepreßtem Hut stoben sie wie geheimnisvolle Schatten an mir vorbei. Glückliche Menschen, dachte ich, eure Börse mag leer sein, euer Kopf erhitzt vom Weine, aber einen Hausschlüssel habt ihr sicherlich in der Tasche! Beim Zeitglöckenturm stieß ich endlich auf eine Polizeipatrouille. Ein Hoffnungsstrahl! Hier fragte ich mein Leid und meine Schmerzen, die ganze Hausschlüsselgeschichte. Die beiden Vertreter der heiligen Hermandad aber zuckten nur, lächelnd, die Achseln: „Das isch hau e bößi Gschicht, Herr, da isch auwäg nid viel z'mache“. Und als ich von Sekuritaswächtern sprach, die, wie ich gehört, schon so vielen bedrängten Bürgern aus der Klemme geholfen, da zuckten sie neuerdings die Achseln. Der eine meinte, die Chance sei sehr gering, auf diesem Wege in meine Wohnung zu gelangen. Einem Sekuritaswächter zu begegnen, sei beinahe ein Ding der Unmöglichkeit. Und auch, gesezt der Fall, es würde mir einer in die Hände laufen, wäre trotzdem noch nichts geholfen. Ein Sekuritaswächter dürfe niemals von seinem Wege abweichen. Auch nicht vom Wege der Tugend? ... Der andere dieser Hüter der Ordnung fügte bei, um 4 Uhr morgens werde ja das Bahnhofbuffet geöffnet, da könne ich etwas Wärmendes bekommen. O du Saanenkalf, dachte ich im Stillen, du hast gut reden von geöffnetem Bahnhofbuffet und etwas Wärmendem. Denn auch meine Börse hatte ich, Unglücksritter, zu Hause liegen gelassen. Sie mußte, meiner Vermutung nach, sich wohlgeborgen auf der linken Seite meines Schreibtisches befinden. Nun hatte ich genug. Mir war klar, daß in den Köpfen dieser beiden weder die Schlaueit und Fingigkeit eines Nick Carter, noch die Rühmheit, der Scharfsinn eines Sherlock Holmes zu Hause seien. Also good night! Ich dankte trotzdem höflich für die trostreiche Auskunft und stürzte in fiebiger Eile stadtawärts, dem Bahnhof zu, allwo ich denn Mann der Sekuritas zu finden hoffte. An der Marktstraße, vis-à-vis dem Kaiserhaus, war eine Gruppe von Arbeitern mit der Reparatur des Tramgleises beschäftigt. Blauviolette Strahlen schossen blikartig in die dunkle Nacht empor; gewaltiges Zischen und Tosen erfüllte die Luft. Dicht daneben stand ein Wagen der städtischen Straßenbahn. Allerhand Gedanken stiegen in mir auf: Die wissen wenigstens, wozu sie hier stehen, in diesem Hundewetter, und ich wette, jeder von ihnen besitzt einen Hausschlüssel. Könnte ich mich doch für ein paar Stunden in jenem Wagen zur Ruhe setzen, mich schützen vor diesem unbarmherzig einherbrausenden Westwind. Aber keiner der Arbeiter machte Miene, mir einen Platz anzuweisen.

In allernächster Nähe des Tramwagens stand noch ein Herr, in Gehrock, weißer Weste und buntem Schlipps. Sein eingedrückter Hut saß bedenklich schief auf seinem Kopfe. Er hatte anscheinend größte Mühe, Haltung zu bewahren und suchte fortwährend nach geeigneten Stützpunkten. Auch er sah mit begehrlichen Blicken nach dem Tramwagen hin, der ruhig da stand und keine Miene mache, abzufahren. Kein Zweifel, der gute, wohl von einem Gelage herkommende Mann, war in seinem Dusel der Meinung, hier vor einer Haltestelle der Straßenbahn zu stehen. Als ich, des Zuschauens endlich müde geworden, mich wieder in Bewegung setzte, stand er immer noch da, zum Einstiegen bereit. Langsam schlenderte ich indessen die Marktstraße hinauf. Noch herrschte Stille. Nur das eintönige Plätschern eines Brunnens war hörbar. Blößlich befand ich mich vor dem Räffenturm, der sich mir groß, breitspurig in den Weg stellte. Wie manche Nacht mag er hier schon Wache gestanden haben? Wie viele sind wohl schon, aufrechten, festen Schritten die die einen, schwankend und beladen die andern, in dunkler Nacht unter seinem Bogen hindurchgegangen? Und immer noch steht hier ein alter, unverwüstlicher Kriegsnecht.

Nüchternen Schrittes, aber schlitternd vor Kälte, schritt ich unter seinen mächtigen Füßen hindurch. Wütend segte

der Wind über den Bärenplatz hinweg. Ein Hund kauerte vor einer Türe, in langgezogenen Tönen Einlaß begehrend. Auch du, mein Sohn! Hausschlüssel vergessen? Armer Teufel! ....

An der Spitalgasse war schon mehr Betrieb. Autos kamen in rasender Fahrt einhergerast, späte Gäste, Damen und Herren, in Mäntel und Pelze vermummt, nach Hause zu bringen. Aber nirgends eine gütige Hand, ein liebreiches Händchen, das mich zum mitfahren eingeladen hätte. Vorbei, vorbei... Dazwischen begegneten mir Gruppen von Damen und Herren, Mädels und Burschen, die zu Fuß ihrer Behausung zusteerten. Überall frohes Geplauder, Gelächter, Richern, Pärchen, eng aneinander geschniegelt, zogen flüsternd und kosend an mir vorüber. In der Nacht, in der Nacht, wenn die Liebe erwacht... Da und dort einer, der solo seines Weges ziehen mußte. Und doch nicht solo, er hatte ja seinen Hausschlüssel bei sich. Aber nirgends ein Mensch, der in christlicher Nächstenliebe mir zugrunen hätte: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen, ich gehe hin, Euch eine Stätte zu bereiten!“

Mit neidischen Blicken schaute ich jedem der vorüberflichtenden Wagen nach. Sie alle konnten nach Hause, während ich, eines elenden Hausschlüssels wegen, mich hier allein, ohne Ziel und Zweck, auf der Straße umhertreiben mußte.

Zuoberst an der Spitalgasse begegneten mir zwei Burschen, die Arm in Arm, sich gegenseitig stützend, den Wänden der Lauben entlang torkelten, die Luft mit einem infernalischen Gebrüll erfüllend. Das war kein Gesang mehr, es waren wilde, tierähnliche Schreie, die die beiden, von der Peitsche des Alkohols getrieben, austießen. Aus weiter Ferne noch war ihr Huronengeheul hörbar. Wie verschieden doch, sagte ich mir, der Alkohol sich in den Köpfen seiner Verfolger bemerkbar macht! Still und gebeugt unter seiner Last wanken die einen mit glücklichem Lächeln, heiteren Selbstgesprächen, zufrieden mit sich und der Welt, aller Sorgen enthoben, ihres Weges einher, andere wieder, rasenden Tieren gleich, sich jeglicher Würde bar geborsten. Nicht umsonst hat Zola den Alkohol als den „Totenschläger“ bezeichnet. Nun, wenn er sich dgmit begnügt, die Stille der Nacht totzuschlagen, mags ja noch angehen. Aber wie oft läßt er sich schlimmere, unheilvolle Taten zuschulden kommen! ... (Schluß folgt.)

## Gang durch die politische Österwoche.

Das schöne Wetter der Östertage hat für kurze Zeit auch am politischen Himmel die schwärzesten Wolken verschwinden lassen, zum mindesten in Europa.

Die französische Legislative hat nach stürmisichen Sitzungen am Östermorgen und an den darauf folgenden Wochentagen die wichtigsten Punkte des Reformprogramms ihres Finanzministers gutgeheißen. Angenommen ist die Bürgersteuer und sind etliche Zoll erhöhungen; neue Monopole sind grundätzlich beschlossen, die Detailbehandlung folgt noch. Die Finanzsanierung ist theoretisch über dem Berg. Der geschmeidige Péret hat mehr Glück gehabt als sein etwas weniger beweglicher Borgänger Doumer. Die Frage bleibt noch offen, wie das französische Volk sich zu den neuen Steuern, die ihm als Östergeschenk serviert wurden, stellt. Vermutlich wird es sie als das kleinere Übel betrachten; was sonst in Aussicht steht, weiß jedermann: die Inflation mit ihrer Aprés-nous-le-déluge-Stimmung und Ends aller Ende der Zusammenbruch des Konjunkturbauens, die Krise und der Katajammer.

In Marokko läßt die Österonne Friedensblümchen blühen. Emirsäye Abd el Krim sind in Rabat erschienen — diesmal gut ausgewiesen —, um Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Doch scheint der Frost des Misstrauens diesen Friedensblümchen schwer zuzusehen, so daß nur geringe Hoffnung besteht für das Aufkommen des zarten Pflänzchens.